

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 9 (1905)

**Artikel:** Meine Nachbarin  
**Autor:** Accolti-Egg, Mathilde  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571873>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

das Buch mit den Gravüren mit mir nehmen? In zwei Tagen hoffe ich, Ihnen eine gute Oferterte machen zu können." Sie durfte ihm dies nicht abholgen, meinte jedoch, sie hätte die Bücher lieber en bloc verkauft; den Verkauf eines einzelnen Buches habe sie bis jetzt immer verweigert. Wir machten uns auf den Heimweg. Ich versuchte das Gespräch auf das Buch zu lenken; aber er gab mir deutlich zu verstehen, daß er davon nicht sprechen wollte. Er war sehr nachdenklich und schweigsam, und einmal fragte er mich ganz unvermittelt, ob die Witwe des Geldes bedürftig sei. Ich bejahte und fügte bei, daß die Not sie zum Verkauf der Bücher zwinge und daß, falls sich nicht bald ein Käufer finde, die ganze Bibliothek unter den Hammer kommen werde. Bald darauf verabschiedeten wir uns.

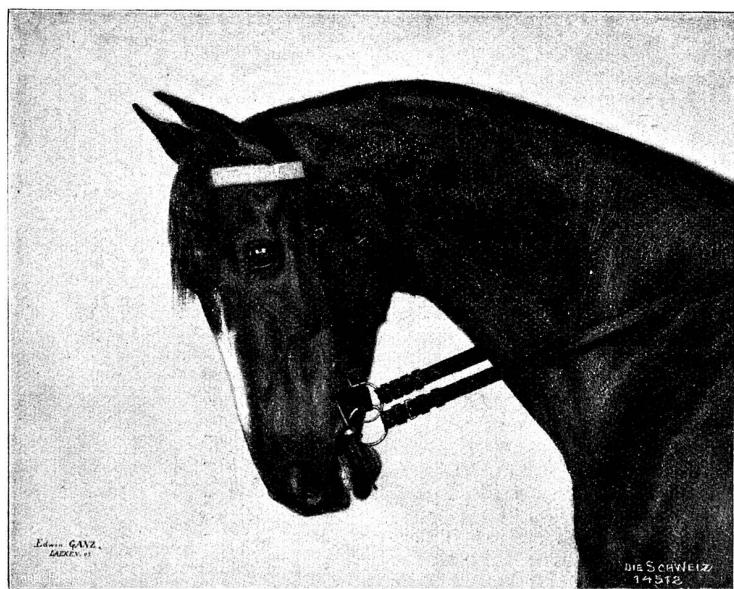
Acht Tage waren verflossen, seit ich den Doktor zuletzt gesehen. Während dieser Zeit war ich in den Bergen gewesen, um meinem Lieblingsport zu huldigen. Bei meiner Rückfahrt sah ich auf meinem Tisch die Visitenkarte des Doktors liegen, auf der er mich einlud, ihn vor seiner Abreise noch zu besuchen. Ich beeilte mich, hinzugehen. Er begrüßte mich und streckte mir freundlich seine Hand entgegen.

"Nun, mein lieber Herr Doktor, Sie strahlen ja ganz vor Freude! Stimmt Sie etwa die nahe Abreise . . ."

"Falsch, grundfalsch!" unterbrach er mich lächelnd. "Ich komme soeben vom Haus der Witwe."

"So, so, und der Besuch hat auf Sie, alten Junggesellen, solche Wirkung getan! Das scheint mir fast verdächtig."

"Sie sind auf ganz falscher Fährte! Die Sache ist doch so einfach! Ich habe ihr dreißig, Billets de mille Francs gebracht, und da verlor sie dermaßen das Gleichgewicht, daß ich nur mit Mühe und Not meinen Hut erfassen und mit meinem steifen Bein aus dem Zimmer humpeln konnte. Ach," lachte er auf, "ich weiß nicht, was sonst aus mir geworden wäre! Ich glaube, sie wollte mich umarmen, küssen . . . Nun," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, "jetzt bin ich Gott sei Dank der Gefahr entronnen!"



Cheltenham (Sattelpferd König Leopolds II. von Belgien).  
Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

"Aber zum T . . . wie kommen Sie denn dazu, ihr dreißigtausend Franken zu bringen?"

"Die Geschichte ist einfach!" sprach er langsam. "Das Buch, das ich vor acht Tagen mitgenommen, enthielt eine Serie von sechs Bouchardon-Rissen, die einzigen bis jetzt bekannten! Ich offerierte sie sofort an L. in Paris, der mir dafür telegraphisch dreißigtausend Franken anbot. Die Witwe akzeptierte, und heute habe ich ihr das Geld gebracht. Das ist die ganze Geschichte!"

Ich schwieg und drückte ihm dankbar die Hand. So sollte denn das Buch, das einst zwischen ihrem Manne und ihr so viel Unfrieden gesät, ihr am Ende doch noch eine schöne Frucht, eine sorgenfreie Zukunft bringen!

## Meine Nachbarin.

Nachdruck verboten.

Novellette von Neera. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Accolti-Egg, S. Felice a Cencello.

Als ich meinen dunkelblauen Ueberzieher anzog, bemerkte ich, daß auf der linken Seite, und zwar gerade in der Herzgegend, ein Knopf fehlt.

Rudolf, sagte ich zu mir, es paßt sich nicht, mit einem fehlenden Knopf beim zukünftigen Schwiegervater vorzusprechen.



Auf Rekognosierung. Nach Zeichnung von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

war, als in der Tat die ganze Garderobe an einem Nagel am Türpfosten hing. Ich hatte nur ein einziges Zimmer und infolgedessen eine einzige Tür, die auf die Treppe hinausging. Ich zog also getrost meinen Ueberzieher wieder aus und betrachtete ihn aufmerksam.

Mein alter Ueberzieher und ich sind alte Freunde und werden es bis zu unserm Tode bleiben (den seiningen ziehe ich natürlich vor). Ich kaufte ihn bei Gelegenheit einer Erbschaft. Die "Gelegenheit" macht bekanntlich den Menschen zum Verschwender. Die sechshundertfünfzig Franken betragende Erbschaft mußte ich mit meinen neun Geschwistern teilen, weshalb mir eine Summe von fünfundsechzig Franken zufiel, d. h. der genaue Preis meines dunkelblauen Ueberziehers.

Er war damals nach der neuesten Mode geschnitten: mit hohem Kragen, engen Ärmeln, anliegender Taille und mit zwei großen Knöpfen in der Gegend, "die noch nicht Bein und wo der Rücken endet", und endlich mit zehn Knöpfen auf der Brust, wodurch der Mantel so eng anhloß, daß er wie angewachsen schien.

Mit in den verschiedenen Lebensphasen begleitend, war er Zeuge meiner Triumphe, Gefährte meiner Leiden, Vertrauter meiner Glücksfälle gewesen . . . So weckte jener Ueberzieher die verschiedensten Erinnerungen in meinem Herzen.

Als ich ihn zum ersten Mal anzog, wurde ich beim Barbier, der mich rasieren sollte, mit "Monsieur" angesprochen. Und "Madame", die hinter dem Verkaufstisch die Puderbüchsen ordnete, warf mir einen viel sagenden, schmachtenden Blick zu.

Allerdings verlich der anliegende Schnitt — ganz nach



**Die zwei Freunde.** Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel, im Besitz des Herrn J. Niderknecht.

Militäraart — meinen Hüften eine besondere Eleganz und eine gewisse übermütige Grazie . . . Zudem stachen von dem dunklen Stoff meine blauen Wangen und der lecke, schwarze Schnurrbart vorteilhaft ab. Ich will nichts mehr beifügen, um mir nicht den Anschein eines Gecken zu geben, und auch — weil ich wirklich nichts weiter zu sagen hätte.

Ich komme auf die Betrachtung meines Ueberziehers zurück. Viele werden der Ansicht sein, daß diese für einen alten Mantel überflüssig sei. Aber, werte Leser, ich habe keine Eile. Erstens bin ich kein Romanschreiber, habe somit keine Ereignisse, die sich ungestüm folgen, um zur Endkatastrophe zu gelangen. Romane habe ich nie geschrieben, wüßte nicht einmal wo anfangen; aber wenn ich schreiben müßte, würde ich mich an diese Regel halten. Die großen Schriftsteller werden finden, daß mir die Erfindungsgabe fehle, daß mir die schaffende Schöpfungsader abgehe. Aber ich habe nicht die Absicht, in diesen wenigen Seiten etwas zu „schöpfen“, sondern begnüge mich, schlecht und recht das Erlebte mit Ruhe, Klarheit und zarter Zurückhaltung vorzutragen, die schon in meinem Charakter liegt, aber auch die Würde eines Agenten der Firma P. P. Jakob des quondam Stanislaus im Handel von ausländischen Drogen erheischt.

Die genaue Untersuchung an meinem Ueberzieher führte mich zur Entdeckung eines zweiten fehlenden Knopfes und dreier, die dem Abfallen nahe waren.

Unmöglich, unmöglich, in jenem erbärmlichen Zustand meinem zukünftigen Schwiegervater, Herrn P. P. Jakob, der verkörperten Pünktlichkeit, vor die Augen zu treten!

Oho? Herr P. P. Jakob? . . . Du bist wirklich ein Glückssünd, erklärten meine Freunde.

Ja, es war allerdings ein Glück für mich; ich muß es bekennen. Allerdings hinkte das Mädchen ein wenig, und ihre Augen blickten unabhängig, das linke nach rechts und das rechte nach links.

Ach, sie hinkte und schielte!

Ja, aber es war die einzige Tochter des Herrn P. P. Jakob, einer soliden Firma, die der quondam Stanislaus gegründet und die mit Nord- und Südamerika, sowie mit der algerischen Küste in direkter Verbindung stand.

In mir erkannte anderseits der Prinzipal die besten Anlagen zur Geschäftsführung, zum Rechnen, zur einfachen und doppelten Buchhaltung, zur Korrespondenz, allerdings nicht in arabischer Sprache: ich bediente mich schlechtweg des Französischen. Ich verdiente zwölfhundert Franken, mit der frohen Aussicht einer halbjährigen Salärerhöhung auf zweitausend Franken.

Fräulein Jakob lernte ich bei einer eigentümlichen Gelegenheit kennen, d. h. während einer Erfaltung, die sie veranlaßte jedesmal, wenn sie an meinem Schreibtisch vorbeiging, leicht zu husten, weshalb ich mich verpflichtet fühlte, ihr etwas Lakritz anzubieten. So entstand unser Verhältnis.

Die Dinge waren zwar nicht sehr weit gediehen. Während des ganzen Winters hatte ich ihr, wenn auch mit aller Vorsicht, den Hof gemacht. Im Frühjahr bot ich mich an, sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten, natürlich im Beisein ihrer Mutter. Hierauf war sie zu den Seebädern abgereist, und ich hatte nicht gewagt, ihr zu schreiben. Dann war sie auf einige Tage heimgekehrt; aber gleich darauf reiste sie wieder ab. Und jetzt, jetzt, da sich jener Tag nähert, an dem ich zum ersten Mal wagte, ihr in einem Lilapapier etwas Lakritz anzubieten mit der schüchternen Frage: „Fräulein darf ich?“ — jetzt ist der Augenblick gekommen, da ich mit ihrem Vater sprechen muß! Aber mein Gott, was mache ich nun mit diesem Ueberzieher?

Dieser Ausruf entslippte mir in schmerzlichem Ton, während ich, nur in Hemdärmeln, ratlos dastand.

Es war Sonntag, schon zwei Uhr vorbei; somit waren alle Läden geschlossen, konnte ich also mit dem besten Willen keine neuen Knöpfe kaufen und mußte, wohl oder übel, für meinen Besuch bei Herrn P. P. Jakob den nächsten Sonntag abwarten, um mich als zukünftigen Schwiegersohn vorzustellen.

Eine kritische Lage!

Ich konnte mich weder zum Gehen noch zum Bleiben entschließen. Indessen schlug's schon drei Uhr.

Rudolf, Rudolf, was machen wir nun? Hab' ich etwa einen andern Ueberzieher, der einigermaßen anständig aussieht? Nein!

Ich durchging noch einmal meine ganze Garderobe, die an einem Nagel am Türpfosten hing, und fand bloß einen Regenmantel aus Orleans und eine graue Jägerjacke, die mir nebst den schwarzen Ueberärmeln, auf dem Bureau diente.

Meine Herrn! Wer von Ihnen würde in einem Regenmantel oder gar in einer Jägerjacke um die Hand einer wohlerzogenen jungen Dame anhalten?

Rudolf, Rudolf, wer kann dir helfen? Vielleicht mußt du . . . Ich hielt plötzlich inne, da ich von der Treppe her das Geräusch leichter Schritte vernahm. In der Hoffnung, es möchte einer meiner Freunde sein, steckte ich den Kopf zur Tür hinaus.



**La retraite.** Nach Zeichnung von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Es war meine Nachbarin.

Im Gang des vierten Stocks befand sich außer der meinen bloß ihre Tür. Nur selten war ich ihr begegnet, hatte nie mit ihr gesprochen, und meine Gedanken waren so sehr mit Fräulein Jakob beschäftigt, daß ihnen alles Uebrige entging. Wenn ich etwa hinter ihr her die Treppe heraufkam, war mir allerdings ihr zierliches Füßchen und die schwungvolle Linie ihrer durch einen schwarzen Shawl verhüllten Figur nicht entgangen; aber, großer Gott, wenn man allen hübschen Mädeln, denen man begegnet, eine Liebeserklärung machen sollte!

Zudem hatte meine Nachbarin ein bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen. Sie schnellte oft wie ein verfolgtes Reh an mir vorüber, und sowohl beim Hinauf- wie beim Hinuntergehen wußte sie mit so feinem Takt ihr Kleid aufzunehmen (und tat dies mit so anmutiger Verhülltheit) und dann ihre Zimmertür so rasch zu öffnen und wieder zu verriegeln, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mit einer tiefen Verbeugung den Hut zu läutern.

„Guten Tag!“ sagte ich diesmal zu ihr; denn als ich die Tür öffnete, hatte sie ihre großen Augen fragend zu mir aufgeschlagen, und fortzuessen, ohne sie zu begrüßen, schien mir eine Grobheit zu sein.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Diese Worte fügte ich noch bei, da der Schlüssel meiner Nachbarin die Tür nicht öffnete.

„Ich danke!“ entgegnete sie. Nie hat wohl dieses milde Wort im Munde eines liebenswürdigen Weibes von einer lieblichen Silberstimme moduliert werden können!

Doch, „Danke“ sagen, den Schlüssel forcieren, die Tür öffnen und verschwinden, das war die Sache einer Sekunde.

Sie war verschwunden; aber der Saum ihres Kleides war an einem Nagel hängen geblieben. Ich vernahm einen leichten Schrei und sah darauf ein Händchen in einem baumwollenen Handschuh heftig am gefangen gebliebenen Rock schütteln. Ich machte einen Sprung und kam gerade recht, um ihr diesen kleinen Dienst zu leisten.

Meine Nachbarin biß sich auf die Lippen. Mich vorneigend, befreite ich den Rock; aber wie jene plötzliche Eingebung erklärte? Anstatt ihn freizugeben, hielt ich ihn fest, und in jener freudigen Stellung blickte ich zu ihr empor.

Ich beteure, daß sowohl in meinen Blicken, wie in meiner Absicht kein Schatten von Bosheit sich regte. Aber kaum hatten sich meine Pupillen auf sie gehesstet, als ich meine Hand ganz instinktiv öffnete.

„Danke!“ hauchte sie zum zweiten Mal. Wir standen auf der Türschwelle; somit konnte die Tür nicht geschlossen werden, bis ich mich



Studie zum Gemälde „Angriff auf Montaigu“ von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

auf meinem Bett den Ueberzieher. Sein Anblick gab mir eine großartige Idee ein!

„Fräulein!“ wiederholte ich mit Sicherheit. „Wären Sie geneigt, mich aus einer schwierigen Lage, die mich in Verzweiflung bringt und die hilfreiche Hand einer liebenden Schwester herbeiziehen läßt, zu retten?“

„Was kann ich für Sie tun?“ antwortete meine Nachbarin, mich ohne das geringste Misstrauen aniehend, wenn auch mit offensichtlicher Unruhe, die sich durch rasche Blicke von mir zu meinem Zimmer kundgab.

„Wollen Sie einen Augenblick auf mich warten?“

Ich trat in mein Zimmer, und mein erstes war, den ersten besten Gegenstand der unter meine Hände kam — es war dies der Regenmantel — anzuziehen; denn, wie sich einige meiner Leser erinnern werden, ich befand mich ja in Händen. Hierauf nahm ich den blauen Ueberzieher und kehrte damit zur Tür meiner Nachbarin zurück.

„Ist's gestattet?“

Das Rest, das sich die Schwalbe an die ephemerumrankte Veranda anbaut, kann nicht mit größerer Liebe ausgeführt, nicht heller und geheimnisvoller sein, wie das Zimmerchen meiner Nachbarin.

Klein, geordnet, rein, bescheiden. Himmelblaue Gardinen bargen das Bett; vor dem einzigen Fenster, dessen glitzernde Scheiben halb davon verdeckt wurden, hingen schneeweisse Vorhänge. Ein schmales, blaues Sopha, ein blauer Lehnsessel, einige zierliche Nippeschen, kleine Teppiche, Kissen auf allen Stühlen, hübsche, freundliche Bilder, reizende Statuetten vervollständigten das Zimmerchen: ein kleines Himmelreich!

Ein Eden im vierten Stock!

„Nun,“ fragte meine Nachbarin lächelnd, als sie bemerkte, daß ich schüchtern und verlegen, mit meinem Ueberzieher auf dem Arm, stehen geblieben war.

„Oh! Dieses Lächeln!“

Sie hatte blendendweiße, schimmernde Zähnchen; es schienen keine Perlen, Gott sei Dank; aber es waren junge, gefundne Zähne, gleich bereit, in die Lippe eines Verliebten, wie in eine saftige Frucht zu beißen.

Ich setzte ihr meinen Fall auseinander, sie fragend, ob sie nicht einige Knöpfe hätte, um die beiden fehlenden zu ersetzen.

„Es tut mir leid, ich besitzt keine ähnlichen,“ antwortete sie, die Knöpfe aufmerksam betrachtend.

„Ich armer Tropf, müßte ich fünfunddreißig Jahre alt werden, um mein Schicksal von einem Knopf abhängen zu sehen?“

„Steht die Sache so schlimm?“ fragte meine Nachbarin mit Interesse.

„Sehr schlimm! Ich sollte einen Heiratsantrag machen.“

„Ach so . . .“

Weiter nichts. Sie wandte den Kopf mit der größten Natürlichkeit nach der andern Seite, wie jemand, der etwas sucht oder auf einen guten Einfall wartet. Ich folgte ihren Bewegungen, bis sie vor einem kleinen Schrank stehen blieb, und sah, wie sie diesen öffnete, dann einen leichten Vorhang der wie eine zweite Barriere zu ihrem *«Sancta sanctorum»* bildete, zurückzog und schließlich einen alten *«Waterproof»* her vorholte.

Armes Mädchen! Es war ihr teuerstes Kleidungsstück, gerade wie für mich mein Ueberzieher. Auch waren sie beide dunkelblau.

Sie lächelte wieder; mit ihren zarten Fingerchen leicht über die Knöpfe gleitend, rief sie triumphierend aus: „Siebzehn!“

Ich begriff die Sache nicht recht, begann aber aus Höflichkeit zu lächeln und schaute sie zögernd und verständnislos an.

„Fräulein?“

„Mein Herr, das Rätsel ist gelöst! Jetzt trenne ich sofort die Knöpfe von meinem *«Waterproof»* ab und nähre sie an Ihren Ueberzieher!“

„Das ist aber zuviel Mühe für Sie . . .“

„Bitte, gar nicht!“

„Aber Ihr *«Waterproof»*?“

„Heute gehe ich nicht mehr aus.“

„Aber, all diese Knöpfe!“

„Sie bringen sie mir dann wieder.“

„Aber ich . . .“

„Sie haben mich brüderlich um einen Gefallen gebeten; den leiste ich Ihnen jetzt. Bitte, sezen Sie sich doch!“

Auch sie setzte sich in die Fensternische und machte sich sofort an die Arbeit.

„Soll ich Ihnen die Knöpfe abtrennen helfen?“

„Gewiß, wir gewinnen Zeit dadurch.“

„Doch wir verlieren sie . . .“ flüsterte ich fast unhörbar, ihr in die Augen blickend.

Sie erröte leicht.

„Schneiden Sie ja nicht ins Tuch!“

Jetzt ergriff ich die Schere mit großer Sorgfalt, was mich aber nicht hinderte zu sehen, daß der „Waterproof“ meiner Nachbarin auf dem Boden schleifte. Ich hob ihn zart auf, ihn auf meine Knie nehmend. Trotz aller Schamhaftigkeit konnte ich aber nicht umhin, sie dabei leicht zu berühren, worüber wir beide zusammenfuhrten.

Die Röte, die noch nicht von ihrem Gesicht gewichen war, nahm eine tiefere Färbung an.

„Ihre Braut wird durch diese Verspätung gewiß recht ungeduldig werden?“

Sie sagte dies mit so gutmütig heiterer Anmut, daß ich sie am liebsten umarmt hätte.

„Oh nein, sie wird nicht ungeduldig. Sie erwartet mich gar nicht.“

Sie schwieg. Aber ihre klaren, braunen, beredten Augen sprachen für sie, bevor sie nur die Lippen öffnete. In jenen Augen las ich eine gewisse Ungläubigkeit in Bezug auf die Aufrichtigkeit meiner Erklärung. Deshalb fuhr ich fort:

„Sie werden es sonderbar finden; aber es ist die Wahrheit. Ich gehe um die Hand von Fräulein Jakob anzuhalten, ohne erst mit ihr gesprochen zu haben.“

Meine Nachbarin fädelte ihre Nadel ein und antwortete auch diesmal nichts.

„Ich bin ein praktischer Mann, der direkt auf sein Ziel lossteuert. Ich möchte eine Familie gründen, will mich verheiraten und . . . und . . .“

Pogstauend! Wie ein unerwarteter Lichtstrahl tauchten plötzlich einige Fragen in mir auf: Warum habe ich eigentlich Fräulein Jakob zur Gattin ausgewählt? Gab es sonst keine Mädchen mehr auf der Welt? Hatte ich nicht reizendere kennen gelernt? Liebe ich sie extra?

„Au weh!“ Die Schere war in meinen Zeigfinger eingedrungen, meine Gedanken weniger philosophisch gestaltend. — Ich kam eilig zum Schluß: Was gemacht ist, ist gemacht; jetzt heißt es, das begonnene Werk auszuführen!

„Haben Sie sich gestochen?“ fragte meine Nachbarin.

„Oh, nichts! Was ist ein Scherenschlag gegen . . .“

Was wollte ich nur sagen? Ohne Zweifel eine Dummheit; aber meine Nachbarin unterbrach mich mit der Frage:

„Haben Sie auf Ihre Hochzeit schon alles vorbereitet und geordnet?“

„Im Geiste schon; aber es fehlt mir der Rat eines geschmaackvollen Frauentags, um alles festzustellen.“

Ich machte geflissentlich eine längere Pause. Sie schien aber nicht darauf zu achten oder achten zu wollen.

„Ich habe eine vierzimmerige Wohnung in Aussicht . . . Glauben Sie, daß dies genügt?“

„Für zwei liebende Herzen allerdings!“

„Oh, für zwei Herzen sind es zu viel! Zwei Herzen, die sich lieben, müßten sich in einem einzigen Zimmer, einem heimeligen Nest, wie dieses etwa . . . am wohlsinnigsten fühlen.“

Sie blickte sich, um einen Knopf aufzuheben. Ich fuhr fort: „Mit einem Fensterchen, mit gerade so weißen, durchsichtigen Gardinen, einem kleinen Tisch, wie dieser hier; wo die Liebe die Lust mit dem Wein in ein einziges Glas füllt . . .“

Mein Blick fiel auf die himmelblauen Vorhänge, hinter denen sich das Bett barg, und Gott weiß, welche Welt von süßen Gedanken jener Anblick in mir hervorrief! Süß und doch ehrbar. Trotzdem wagte ich nicht sie auszusprechen. So schwieg ich. Meine Nachbarin, der diese Pause auffiel, erriet vielleicht auch deren Ursache . . .

Zum dritten Mal röte sich ihr holdes Antlitz; sie zitterte, stand plötzlich auf, und mit einer entzückenden Bestürzung, die aus ihren Augen zu lesen war, übergab sie mir den Leberzieher.

„So, jetzt ist alles in Ordnung!“

„Es tut mir ungeheuer leid, Ihnen widersprechen zu müssen; aber es fehlen noch zwei Knöpfe, und da Sie so liebenswürdig waren, die andern . . .“

Sie setzte sich gleich wieder und nähte jene beiden Knöpfe mit überraschender Behendigkeit an.

Ich betrachtete sie ohne Unterlaß und muß gestehen, daß mir bei dieser Beschäftigung die Zeit riesig rasch entfloß. Sie



Edwin Ganz.

**Hirondelle** (Ferd. König Leopolds II. von Belgien).  
Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel,  
im Besitz des Herrn Professor J. S. Hirzel.

war eine jener schüchternen Schönheiten, die nicht direkt auf die Sinne wirken, aber sich dafür unmerklich einen Weg zum Herzen bahnen.

Tak, tak, tak, tak!

Auf einer Bronzestanduhr schlug es vier Uhr.  
„Schon!“ rief ich aus, indem ich meinen Leberzieher aus den Händen meiner Nachbarin entgegennahm. Ich dankte ihr tausendmal, indem ich ihr versprach, die Knöpfe baldmöglichst zurückzuerstatten, und meine Freunde über meine Bekanntschaft mit ihr Ausdruck verlieh.

„Es ist schon spät!“ unterbrach sie mich.

Ich grüßte sie respektvoll, und sie erwiderte den Gruß mit einem reizenden Kopfnicken.

„Vier Uhr!“ wiederholte ich, als ich den Leberzieher vor meinem Spiegelchen anzog. „Es ist die höchste Zeit!“ Doch sonderbar! Jetzt ist mir alle Lust vergangen, heute noch zu Herrn P. P. Jakob zu gehen. Und wenn er mir einen Korb gibt? Und wenn er im Gegenteil den Antrag annimmt und es mich dann gereuen sollte!

Rudolf, Rudolf! Wer A sagt, muß auch B sagen. Darum nur mutig vorwärts! Ich bin nicht sterblich in die junge Dame verliebt, im Gegenteil! Aber wenn die Arme jetzt ihre Hoffnungen auf mich gesetzt hat, möchte ich ihr doch keinen Kummer verursachen.

Um schneller ans Ziel zu gelangen, stieg ich in einen Omnibus, und mich in eine Ecke zurücklehnd, dachte ich an die geborgten Knöpfe, an ihre liebenswürdige Besitzerin, an unsere Unterredung, bis mir ein Plakat, das an der Decke des Omnibus befestigt war, unter die Augen kam.

Kondensierte Suppen

Rudolf Scheller

(Deutschland)

Hildburghausen.

Jene Suppen, die mich in meinen Phantasien unterbrachen, erinnerten mich daran, daß es Essenszeit war, und — ohne Herrn Scheller, der Rudolf heißt wie ich, beleidigen zu wollen — in jenem Augenblick hätte ich eine einzige, dampfende Suppe, selbst wenn sie nicht kondensiert gewesen wäre, den vielen ausgeschriebenen vorgezogen.

Wer weiß? Vielleicht fordert mich mein Prinzipal zum Essen auf?

Doch bald kamen meine Gedanken auf meine holde Nachbarin zurück.

Ach, zürnt mir nicht, freundliche Leserinnen, wenn, dem



Stein a. Rh. Im Hintergrund Hohenstlingen, rechts das St. Georgen-Kloster.

gebieterischen Bedürfnis der Natur folgend, meine Gedanken bald seelischen, bald materiellen Inhalts waren!

Doch, da sind wir beim Hause des Herrn P. P. Jakob angelangt. Die Pfortnerin war damit beschäftigt, einem ihrer hoffnungsvollen Söhne die Ohren zu ziehen, und achtete in folgedessen wenig auf mich.

Nicht ohne etwas Herzklöpfen, stieg ich die Treppe hinan. Das Dienstmädchen (ein neues, das ich nicht kannte), das mir die Tür öffnete, fragte ich in freundlichem Ton:

„Ist Herr Jakob zu Hause?“

„Nein, aber er muß bald hier sein. Bitte, treten Sie ein, ich werde Sie in den Salon begleiten...“

„Danke, schönes Mädchen, ich bin hier bekannt,“ und mit ungezwungenem Benehmen, wie es sich für einen zukünftigen Herrn und Gebieter ziemte, ging ich ihr voran.

Der Teppich, der den ganzen Boden bedeckte, dämpfte das Geräusch meiner Schritte, weshalb ich unter der Salontür erschien, ohne von zwei, sich lebhaft unterhaltenden Personen bemerkt zu werden. Die eine war das Fräulein, Gegenstand meiner Wünsche; in der andern erkannte ich den Sohn eines Korrespondenten aus Neu-York, der seit einer Woche angekommen war und im Hause des Prinzipals logierte.

„Nein, liebes Kind; aber ich habe etwas, was ich Herrn Jakob zeigen sollte, zu Hause vergessen: roten Cayenne-Pfeffer, prima Qualität. Ich komme später noch einmal vorbei.“ Damit stürzte ich die Treppen hinunter, wie ein Verliebter, der...

„Oho, Rudolf! Gilst du den Ereignissen nicht voran? Der Leser weiß schon, was du sagen wolltest... Du hast keine richtige Methode und verstehst noch nicht, die Effektbombe für den Schluß aufzubewahren.

Also Geduld! Kommen wir auf unsern Fahrweg zurück! Halbwegs zwischen meiner Wohnung und derjenigen des Herrn Jakob befand sich das Restaurant, wo ich meine bescheidenen Mahlzeiten einzunehmen pflegte, und — meine leidenschaftlichen, platonischen Leserinnen mögen es mir verzeihen — ich betrat es, um meinen Hunger zu stillen.

Der alte Voltaire schmunzelte gewiß bei der lebhaften Polemit, die schon damals über Seele und Körper geführt wurde, als ob...

Rudolf, Rudolf!

Also: Sobald ich mein Mittagsmahl geendet, flog ich in mein Kämmchen (da dieses sich in einem vierten Stock befand, ist das Zeitwort „fliegen“ am Platz), nicht ohne erst einen Blick auf die Tür meiner Nachbarin geworfen zu haben.

(Schluß folgt).

## Rosen

An Rosentage glaubst du längst nicht mehr;  
Sie sind versunken hinter jenem Hügel,  
Den Sehnsucht flüchtig streift mit mattem Flügel  
Auf ihrem Zug durchs Leben kreuz und quer.

Doch eine Rosenfülle schmückt das Grab,  
Das der Ermübung Wellen leis umspülen;  
Fest eingesargt ruht dort dein bestes Fühlen,  
Drum zieht's dich hin, drum zieht es dich hinab!

Nanny von Escher, Albis.

